

Brief eines Staatsmannes

Autor(en): **Frey, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **3 (1923-1924)**

Heft 4

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Italien, Siam, Schweden, Schweiz, Japan, Tschechoslowakei (Publiziert in Nummer Juni und Juli 1922 des Journal Offiziell).

Als neue Mitglieder der Abrüstungskommission werden gewählt: Lebrun (Frankreich), Sapieka (Polen), Rosutia (Columbia), Lord Rob. Cecil (Großbritannien), Lohner (Schweiz), A. Torre (Italien), A. Zamora (Spanien).

Nachwort der Schriftleitung: Wir haben oben die verdienstvollen Ausführungen von Nationalrat Hunziker in der letzten Session des Nationalrates einschließlich eines Auszuges aus den wichtigsten Teilen des Abrüstungsprojektes Escher und des Garantievertragsprojektes Cecil, wiedergegeben. Die Wichtigkeit der Angelegenheit auch für unser Land schien uns Anlaß genug, auch in unsern Heften noch darauf zurückzukommen. Wir haben früher gelegentlich schon darauf hingewiesen (vergleiche zum Beispiel die Politische Rundschau in Heft 7 des II. Jahrganges), daß Frankreich für den Fall, daß es sich nicht stark genug fühlte, gegen Englands Widerstand, seine Rhein- und Ruhrpolitik zu Ende zu führen, einer Internationalisierung der Rheinlande, bezw. deren Konstituierung als eines staatlichen Zwischengebildes unter der Oberhoheit des Völkerbundes nicht abgeneigt wäre, vorausgesetzt, daß die Garantie der Unverletzlichkeit dieser Gebiete in den allgemeinen, zwischen den Völkerbundsmitgliedern abzuschließenden, auf den bedeutenden militärischen Machtmitteln des festländischen „Militärstaates“ (d. h. natürlich Frankreichs) fußenden Garantievertrag eingeschlossen würde. Daß der Verfasser des von der Kommission des Völkerbundes angenommenen Garantievertragsprojektes, Lord Robert Cecil, kürzlich in die englische Regierung aufgenommen worden ist, kann vielleicht dahin gedeutet werden, daß man in England den Ausweg aus der unhaltbaren Lage am Rhein möglicherweise in dieser Richtung zu finden versuchen wird. Damit wäre die Frage des Garantievertrages unter den Völkerbundsmächten dann in ihr akutes Stadium getreten. Wir halten es für sehr richtig, daß unsere oberste Behörde und unsere Öffentlichkeit rechtzeitig auf diese Angelegenheit und ihre Tragweite für unser Land hingewiesen werden. Die beruhigenden Erklärungen Herrn Mottas auf das Votum Herrn Hunzikers vermögen uns allerdings nicht ganz zu beruhigen. Wir haben seit vier Jahren schon zu viel beruhigende Erklärungen aus gleichem Munde gehört und zum Schlusse ging die Sache schließlich doch stets zu unserm Nachtheile aus (Beitritt zum Völkerbund, Rhein, Genfer Zonen). Der geplante Garantievertrag des Völkerbundes, wenn er Wirklichkeit werden sollte, würde die Schweiz vor sehr weittragende Entscheidungen stellen.

Brief eines Staatsmannes *)

Von

Alt-Bundesrat Emil Frey.

Alt-Bundesrat Emil Frey wurde einmal in seinem Hause von einem bekannten demokratischen Volksvertreter kurz vor dem Verlassen des Zimmers mit dem Rat beglückt: „Diese Ahnenbilder in Deinem Empfangsraum passen wenig für einen echten Schweizer Volksmann. Du könntest sie gelegentlich weghängen.“

*) Der folgende Brief des kürzlich verstorbenen Alt-Bundesrat Emil Frey ist uns mit dem entsprechenden Geleitwort zum Abdruck zur Verfügung gestellt worden. Wir machen gerne davon Gebrauch, überzeugt, daß unsere Leser uns für die Bekanntmachung mit diesem prächtigen Zeugnis hohen menschlichen und politischen Sinnes Dank wissen. Die Schriftleitung.

Nun muß man diese prächtigen Bilder kennen, um Freys schmerzliche Stimmung zu verstehen, in die ihn diese Aufforderung versetzte. Bürgermeister aus der Reformationszeit, deren ehrwürdige Frauen (teilweise aus Holbeins Schule), Generäle und Obersten aus dem Heer des Sonnenkönigs, der Verteidiger von Meaux, der bei der Erstürmung Namurs 1692 gefallene hohe Offizier, der Landvogt von Locarno und der von Münchenstein, vor allem das Sanctissimum der Wohnung, seines Vaters, des Dr. Emil Remigius Frey Bild, der 1833 die Sache des von seiner Vaterstadt bekämpften Basellbiets in heroischer Treue für seine Ueberzeugung zu der seinen machte und darüber das alte Bürgerrecht verlor; man muß die heiße Dankbarkeit des hochgewachsenen edlen Mannes all diesen Vorfahren gegenüber kennen und seine natürliche Freude an der gesellschaftlichen Form, um den Brief zu verstehen, den er dem Besucher sandte, mit dem er längst wegen dessen Vorliebe für schweizerisches Naturburschentum und das Herauskehren des urchigen Allemannen an der falschen Stelle, einen Span hatte.

Wer die weit verbreitete Meinung, der Schweizer sei der geborene Kraftmeier und der Demokrat sei der geborene Verächter jeden Familiensinnes, als eine Gefahr für das Volksleben erkannt hat, wird sich an dem Brief eines Führers erbauen, der sich selbst mit feinem Lächeln einen Aristodemokraten genannt und in dieser äußerlich und innerlich harmonischen Lebensauffassung das Staatsschiff so gut gelenkt hat, daß wir mit Sehnsucht zu jener vergangenen Zeit zurückblicken, wo Rat und Volk ein Herz und eine Seele waren.

Hans Baur.

Hier der Brief:

Den 12. Oktober 1899.

.....

.....

Bei diesem Anlasse möchte ich mich gern mit Dir über ein Verhältnis auseinandersetzen, bezüglich dessen zwischen uns beiden keine Unklarheit bestehen sollte. Es kommt öfters vor, daß, wenn Freunde bei mir zu Gast sind, von meinen Familienbildern und was drum und drang hängt, die Rede ist. Ich kann das ja nicht verhindern, und es wird mir auch kein Freund zumuten, daß ich die Bilder extra soll weghängen lassen, wenn ich Gäste bei mir habe. Allein ich möchte doch nicht, daß meine Freunde etwa auf den Gedanken kämen, es mache mir ein besonderes Vergnügen oder es schmeichle meiner Eitelkeit, wenn die „Ahnen“ nicht unbeachtet bleiben. Das wäre wenigstens in dieser allgemeinen Form nicht richtig und ich muß im Gegenteil sagen, daß die bloße Vermutung, als ob ich meinen Freunden gegenüber mich gern auf das Piedestal meiner Vorfahren stelle, mir höchst schmerzlich wäre.

Zwar stelle ich keineswegs in Abrede, sondern erkläre es ganz unbehohlen, daß ich eine sehr lebhafte Genugtuung darüber empfinde, von Männern in direkter Linie abzustammen, die schon seit vierhundert Jahren als Soldaten und Staatsdiener nachweisbar ihre Pflicht getan haben und sich während dieser langen Reihe von Jahren ohne Unterbrechung einer den Zeiten entsprechenden höheren Kultur erfreuten.

Allein ich müßte doch ein rechter Esel sein und ein Tropf dazu, wenn mir das gleichgültig wäre. Es wird doch nicht alles so ganz spurlos im Sand veronnen sein. Ich stelle mir vor, daß die Unerfrohenheit meiner

Söhne und meiner noch lebenden Tochter und die Tapferkeit, die meine verstorbene Tochter auf ihrem Sterbebett bewies, nicht einzig und allein aus dem Zufall zu erklären sei; es wird mir vielmehr gestattet sein, darin nebenbei auch ein Stück Erbschaft von den alten Soldaten zu erkennen, deren Bilder an meinen Wänden hängen. Soll an jedem Beliebigen von uns der Nachweis geleistet werden können, daß wir vom Affen abstammen, so muß doch sicherlich auch etwas von unseren menschlichen Vorfahren an uns hängen geblieben sein. Darum bin ich sehr erfreut, in der Auswahl meiner Vorfahren eine Vorsicht an den Tag gelegt zu haben, die ich sonst nicht in allen Stücken an mir rühmen könnte. Und schon von diesem Gesichtspunkte aus dürfen mir meine Familienbilder wohl als wertvolle Andenken erscheinen. Ja, ich geniere mich gar nicht zu bekennen, daß meine Angehörigen die Instruktion haben, alles im Stiche zu lassen, wenn dem Hause Gefahr droht, bis jene Bilder in Sicherheit sind.

Ich habe von meinem Freunde Benno Schwabe mir übrigens schon manches Mal sagen lassen, daß Dein verstorbener Vater ein sehr feiner und ausgezeichnete Mann gewesen sei und vermute, daß Dir diese Tatsache, obwohl Du bescheidenerweise nie davon sprichst, nicht gleichgültig sei. Besonders aber nehme ich an, daß einst die Kinder und Kindeskinde Deiner Töchter und ihre Kinder und Kindeskinde nicht gedanken- und herzlos an dem Bilde des Obersten vorbeigehen werden, dessen Nachkommen zu sein sie die große Ehre haben werden.

Ganz kann ich mich allerdings von einem gewissen traditionellen Hochmut nicht freisprechen. Denn ich habe Zeit meines Lebens und in jedem Augenblick meines Lebens immer geglaubt, daß mir die Pflicht obliege, nach gewissen Richtungen höhere Ansprüche an mich zu stellen, als dies dem Durchschnitt der Menschen an und für sich nahe gelegt ist. (Daß ich dieser wirklichen oder vermeintlichen Pflicht nur in höchst unvollkommenem Maße nachgekommen bin, weiß ich wohl, tut aber hier nichts zur Sache.) Ob diese Auffassung in der Tat ein Stück Hochmut sei, darüber kann man zwar streiten. Ich weiß, daß es solche gibt, die umgekehrt darin eine besondere Tugendhaftigkeit erblicken, mit der sie sich zu drapieren pflegen. Ich mag aber nicht leugnen, daß bei mir das allgemein menschliche Pflichtbewußtsein hierbei nicht allein maßgebend gewesen ist, sondern daß daneben noch ein letzter Bodensatz des alten Standesbewußtseins mitgewirkt hat.

Das hat mich auch unter meinen deutsch-amerikanischen Kameraden im Hecker-Regiment anfänglich in den bösen Geruch gebracht, ein Aristokrat zu sein, während meine Mannschaften mich stets wie ihren (wenn auch etwas jugendlichen) Vater ansahen.

Ich habe lezthin, als wir unter uns Freunden beisammen waren, eine unrichtige Deutung trotzdem aber nicht ausgeschlossen war, die Unflugheit gehabt, die Episode von dem Bankett zu erzählen, da Moise Vautier seiner Freude darüber Ausdruck gab, daß zum ersten Gesandten in Washington kein Aristokrätlein, sondern ein richtiger Plebejer gewählt worden. Du weißt ja ganz gut, daß es mir damals nicht einfiel, mich durch den Toast auch nur von ferne unangenehm berührt zu fühlen. Und wenn ich jetzt nach fast zwanzig Jahren darüber lächelte, so war das nicht schlimmer gemeint,

als wenn einer nachträglich sich belustigt fühlen würde, wenn er sich erinnert, einstmals extra als ein Habenichtz verherrlicht und gepriesen worden zu sein, während er in Wahrheit ein ordentlich wohlhabender Mann war.

Und nun noch ein Punkt, da ich doch am Beichten bin. Wie verhalte ich mich zu denjenigen, die in früheren Zeiten meine Vorfahren als ihre Standesgenossen betrachteten? Ich will nicht in Abrede stellen, daß innere und äußere Anknüpfungspunkte zwischen ihnen und mir noch bestehen. Einmal eben jenes Kapitel der alten Erinnerungen. Die Menschen können sich nie ganz voneinander losreißen, es bleibt immer, ob sie wollen oder nicht, die Erinnerung. Und ist der Faden noch so dünn und die Kluft, die sich zwischen sie gelegt hat, noch so weit, die Erinnerung spinnt sich da und dort und von Zeit zu Zeit ein unsichtbares Brücklein, auf dem sich ihre Gedanken begegnen mögen.

Sodann gewisse äußere Gewohnheiten, die zwar immer mehr und mehr Gemeingut aller gesitteten Menschen werden, die sog. guten Manieren, die wirklich gut genannt werden dürfen, soweit sie dem Bedürfnis nach Keilichkeit und schönen Formen entspringen. Und da läßt sich ja nicht leugnen, daß diese Gewohnheiten in den Kreisen, die sich selber mit Vorliebe die „gute“ Gesellschaft nennen, einen Gegenstand der Erziehung und des Strebens bilden, in höherem Maße ohne Zweifel, als dies durchschnittlich in den übrigen Schichten der menschlichen Gesellschaft der Fall ist. Ich meines teils möchte aber nicht in Abrede stellen, daß ich die schönen Formen auch im Umgang bewundere, wie ich alles bewundere, was ich als schön zu erkennen vermag, wobei ich sofort hinzufüge, daß auch in den Umgangsformen das Schöne vor allem in der Natürlichkeit und edlen Einfachheit beruht.

Ueber den Höflichkeitskoder gehen die Meinungen bei uns sehr auseinander. Nach meinen Erfahrungen ist derselbe eher eine bequeme Sache als ein lästiger Zwang. Wo feste Regeln sind und diese Regeln miteinander in einem gewissen logischen Zusammenhange stehen und uniform gehandhabt werden, ist es dem Einzelnen leichter, sich zurecht zu finden und zu bewegen, als wo sie nicht sind oder ohne Zusammenhang. (Auch dem Frack gegenüber verhalte ich mich nicht skeptisch; die Vorschrift, denselben zu tragen, gestattet mir, meinen Geist mit interessanteren Dingen zu beschäftigen, als mit der Frage, wie ich mich kleiden soll. Sodann zwingt der Frack auch den Nachlässigsten, die Wäsche zu wechseln. Widerwärtig ist es mir bloß, wenn er extra den Unterschied markieren soll zwischen „vornehm“ und „nicht vornehm“, wie das etwa vorkommt.)

Endlich findet sich noch hie und da, in einzelnen bevorzugten Exemplaren der Noblesse, das was man ritterliche Gesinnung zu nennen pflegt. Unter ritterlicher Gesinnung verstehe ich Tapferkeit und Aufopferungsfähigkeit im Gemisch mit einer gewissen Gutmütigkeit und höflichen Formen und ich beeile mich zu konstatieren, daß ich diese Qualitäten, mutatis mutandis, schon oft gerade unter dem größten Mittel entdeckt habe.

Das sind gewisse Anknüpfungspunkte, aber sie können ja ihrer Natur nach nicht entscheidend wirken. Denn ich verhehle mir keineswegs, daß

die schönen Formen den Menschen sehr oft bloß äußerlich zieren und daß die Höflichkeit durchaus nicht immer eine Sache des Herzens, sondern eine Sache des Rückens ist und daß die männliche Würde bei dieser Rückenhöflichkeit nicht selten erklecklichen Schaden leidet. Und was die ritterliche Gesinnung anbetrifft, so habe ich oben schon angedeutet, daß sie überall zu treffen ist, wo sich edle Menschen finden.

So ziehe ich summa summarum in der Tat die schlichte Gestalt der einfachen Art eines schweizerischen Staatsmannes à la Welts und Schenk der patentierten Salonhöflichkeit vor, ganz und ohne Vorbehalt.

Unter solchen Umständen vermag ich aber keinen Widerspruch herauszufinden zwischen meinem „Culte des portraits de famille“ und meinen „vœux pour le droit au travail“, wie ein hiesiger welscher Journalist vor einigen Jahren geschrieben hat. Ich bin Demokrat aus Humanität und aus politischer Ueberzeugung. Aus Humanität, weil ich meine Mitmenschen gern als meine Brüder anerkenne und allen Gutes gönnen mag, besonders den Dürftigen und Verlassenen unter ihnen. Aus politischer Ueberzeugung, weil ich an die endliche Entwicklung des heutigen Staates zum Kulturstaat glaube und weil dieser Entwicklungsprozeß ohne die lebendige und direkte Mitwirkung des gesamten Volkes mir nicht denkbar erscheint. Denn das haben wir jetzt schon als eine Tatsache erlebt, was wir vor 30 Jahren noch tauben Ohren predigen mußten, daß die Demokratie den Menschen nicht abwärts zieht, sondern aufwärts. Auch dem Blödesten beginnt es nachgerade zu dämmern, daß es wirklich eine Sehnsucht im Volke gibt nach einer höheren Kultur und daß die rohe Genußsucht zumeist die Frucht der heutigen gesellschaftlichen Zustände ist und nicht die Offenbarung der wirklichen Volksseele. Wahre Kultur besteht aber nur, wenn die Kultur das ganze Volk durchdringt und die wird ihm ganz und dauernd nur zuteil, wenn es, in Masse vorrückend, selber eine Kulturposition nach der andern erobert.

Darum bin ich Demokrat und aus allen diesen Gründen glaube ich mich für einen ehrlichen und schlichten Demokraten halten zu dürfen, obgleich ich eine große Freude habe an den Bildern meiner Vorfahren und diesen selber ein dankbares Gedächtnis widme.

So, nun bin ich zu Ende. Du wirst Dich bei dem Lesen dieser langen Epistel nicht wenig entsetzt haben über meine unerwartete Redseligkeit. Allein ich fühlte mich gedrungen, einmal gerade mit Dir über diese Dinge zu reden. Nicht weil ich fürchtete, daß Du die Aufrichtigkeit meiner politischen Gesinnung in Zweifel ziehest. Das halte ich nicht für möglich. Sondern, weil es mir nicht ausgeschlossen scheint, daß Dir aus diesem oder jenem kleinen Umstande vielleicht Zweifel darüber möchten aufgestoßen sein, ob in diesen Dingen auch Klarheit in meinem Kopfe herrsche. Sollten solche Zweifel Dich etwa einmal befallen haben, so hoffe ich dieselben nun gehoben zu haben. Habe ich jedoch offene Türen aufgestoßen, desto besser. Daß mir daran ganz besonders gelegen ist, von Dir nicht ungut beurteilt zu werden, möge Dich nun aber veranlassen, die Weitläufigkeit dieser Epistel und die Dir aus dem Durchlesen derselben erwachsene sehr beträchtliche Belästigung gütigst zu entschuldigen.

Was mich sonst noch trennt von der sog. guten Gesellschaft, brauche ich Dir nicht auseinander zu setzen. Ich habe die Erbschaft meines lieben Vaters übernommen. Der wußte wohl, was er für äußere Opfer brachte an Familienbeziehung und Geld und Gut, als er die Sache der Demokratie umfaßte; er wußte aber auch, was er an innerer Wahrheit und Befriedigung damit gewann. Es gab eine Zeit, da es mir von meinen Basler Verwandten sehr nahe gelegt wurde, zur Tradition zurückzukehren. Ich hätte aber ebensogut mich dazu entschließen können, katholisch zu werden und ins Kloster zu gehen oder auf dem Kopf zu laufen, statt auf den Füßen.“
gez. Emil Frey.

Chautey.

Von

Hektor Ammann.

Wer weiß bei uns über die Kolonien und die Kolonialpolitik unseres Nachbarn im Westen irgend etwas Genaueres? Wohl nur sehr wenige! Und doch ist heute der überseeische Besitz für Frankreich so wichtig, daß neben der innern Politik und neben dem zähen Streben nach einer Vormachtstellung auf dem europäischen Festland auch kolonialpolitische Gesichtspunkte vielfach einen entscheidenden Einfluß auf die Haltung der Republik ausüben. Das sollte uns veranlassen, auch diesen Dingen einige Aufmerksamkeit zu gewähren. Wir haben ja heute allen Anlaß, uns über die treibenden Kräfte der französischen Politik vollständig klar zu werden.

Die überseeische Betätigung Frankreichs bietet ein buntes Bild von großen Erfolgen und furchtbaren Rückschlägen. Im 18. Jahrhundert stand Frankreich schon einmal an der Spitze der europäischen Kolonialstaaten. Es drohte in Ostindien und Nordamerika die Engländer zu überflügeln und hatte in allen damaligen Koloniegebieten in Afrika, Asien und Amerika Fuß gefaßt. Nach dem Untergange Napoleons war auch in den überseeischen Erdteilen sozusagen alles verloren. Nur sehr langsam ging es wieder aufwärts. Vor allem faßten die Franzosen 1830 in Algier Fuß und unterwarfen sich in jahrzehntelangen Kämpfen mit ganzen Armeen schließlich das große Gebiet bis zur Sahara. Napoleon III. führte hier die Unternehmung zu Ende. Unter ihm begannen die Franzosen auch ihre alten Niederlassungen in Westafrika, besonders am Senegal, planmäßig auszugestalten. Ferner besetzten sie einige Provinzen in Hinterindien und zeigten sich auch schon in Syrien.

Nach dem Zusammenbruch von 1870 machte sich Frankreich daran, in den überseeischen Gebieten einen Ersatz für die in Europa erlittene Einbuße zu schaffen. In erster Linie erfolgte der Ausbau des Besitzes in Nordafrika. Algerien wurde gänzlich beruhigt und die Besetzung mit der Zeit immer weiter nach Süden bis in die entferntesten Däsen der Sahara hinein ausgedehnt. 1881 wurde Tunis unterworfen und schließlich kam seit 1907 auch Marokko, der letzte unabhängige Staat in Nordafrika, unter fran-